

Genovefa.

---



Kind auf dem Arm, während ein schon etwas größeres Mädchen nebenan auf einem alten Sacke saß. Die Eltern erklärten, beide Kinder seien krank und baten mich, sie zu taufen.

Da begann ich mich nicht lange, nahm Stola und Rituale und begann zunächst die Taufzeremonie bei dem Mädchen. Dieses aber hatte große Angst vor mir und zitterte am ganzen Leibe. Den meisten Schrecken schien ihm meine Brille einzulösen. Ein weißer Mann mit vier Augen! Wer sollte sich da nicht fürchten? Schließlich ging doch alles gut, und die Kleine empfing den Namen „Augustine“, den die Eltern sehr schön fanden und leicht aussprechen konnten. Die Mutter machte nun Toilette, d. h. sie suchte und fand in einem Winkel ein wollenes, stark zerrissenes Halstuch. Das wickelte sie um den Hals und glaubte nun festlich genug geschmückt zu sein, um mit Ehren der Taufe ihres zweiten Kindes beizuwohnen zu können, das den Namen „Sebastian“ erhielt. Will sehen, ob die beiden Kinder mit dem Leben davongekommen? Sie schienen mir recht schwach zu sein.

Auf dem Rückweg, den ich allein antrat, hatte ich noch allerlei „Begegnisse“. Zuerst kam mir ein großer, wilder Hund entgegen, den ich nur mit Mühe abwehren konnte, dann ein Dreiber mit sieben Ochsen, von denen zwei ohne Hörner waren. Etwas später kamen zwei berittene Kaffern auf mich zu, die mich um Tabak anbettelten. Da ich aber grundsätzlich weder rauche noch schnupfe, konnte ich ihnen auch nichts geben. Sie fragten, ob sie auf unserer Missionsstation Kartoffeln kaufen könnten, was ich bejahte. Den Schwarzen gelten unsere Kartoffeln als wahre Delikatesse, es fällt ihnen aber nicht ein, sich selbst welche zu pflanzen. Ihre Vorfahren haben das nicht getan, und darum tun sie es auch nicht. Lieber gehen sie zu den Weißen und kaufen sich dieselben um teureres Geld. So ist nun einmal der heidnische Kaffer, und es hält überaus schwer, ihn eines Besseren zu belehren.

Nach einer weiteren Strecke begegnete mir ein halbnackter, nur mit einem buntfarbigen Stück Tuch bedeckter Kaffer, der einige Ziegen vor sich hertrieb. Er bot sie mir zum Kaufe an, das Stück zu einem Pfund oder zwanzig Mark. Doch was sollte ich mit Ziegen tun? Zu guter Letzt traf ich mit einem schwarzen Reiter zusammen. Er trug einen kurzen Rock und hatte um den Kopf ein Tuch gewickelt; das zeugte schon von beginnender Kultur. So sind hierzulande alle Typen vertreten: stockheidnische Kaffern, halbbeleidete, die schon in Verkehr mit Weißen traten, auch fein aufgeputzte Gigerl, die etwa in Johannesburg oder sonst einer englischen Stadt waren, alles kann man hier sehen. Es wird den katholischen Missionaren noch ein gutes Stück Arbeit kosten, bis sich alle diese Leute zum wahren Glauben und zu guten, echt christlichen Sitten erschwingen werden.

### Brave Schulkinder.

Aus Appenzell ging uns vor einiger Zeit ein so liebes Briefchen zu, daß wir nicht umhin können, es im „Vergißmeinnicht“ zu veröffentlichen. Es lautet:

„Hochwürdiger Vater Missionar!

Im Auftrage meiner lieben Mitschülerinnen übersende ich Ihnen hiemit den Betrag von 10,50 Franken. Wir sind 34 Schulkinder und gehören alle zur siebenten Mädchenklasse in Appenzell. Mit Freuden bringen wir das kleine Opfer für unsere lieben Mitbrüderchen und

Mitschwesterchen im fernen Afrika. Wir wollten das Geld am letzten Kirchweihfest nicht für Nähereien auslegen, obgleich wir dazu Erlaubnis gehabt hätten, sondern haben es lieber für unsere schwarzen Mitbrüder zusammengespart. Nehmen Sie die kleine Gabe freundlich an, sowie sie von Herzen gesendet wird. Es grüßt Sie und die lieben Kinder in Afrika im Namen aller Mitschülerinnen

Ihre ergebene

Mina Br.“

Alle Achtung vor dem rührenden Missionseifer dieser braven Kleinen, sowie vor deren Eltern und Erziehern, die ihnen sicherlich diese schöne Gesinnung eingepflanzt haben! Wer will ein Beispiel daran nehmen?

### Genovesa.

Nach Christoph von Schmid.

#### 8. Kapitel.

#### Rettung durch eine Hirschkuh.

Genovesa blieb mit ihrem Kinde auf dem Schoße unter dem Baume sitzen und erwartete unter Gebet und Tränen den Anbruch des Tages. Allein er brachte nur neuen Jammer. Es war ein trüber, nebeliger Herbstmorgen. Die ganze Gegend umher war rauh, wild und schrecklich anzusehen. Nichts als kahle Felsen, Dornen und wildverwachsenes Gestrüpp, nur hie und da standen einzelne Tannen und Fichten. Die Morgenluft war schneidend kalt, und zuletzt fing es gar an zu regnen und zu schneien. Genovesa zitterte vor Frost und ihr liebes Kind weinte und wimmerte vor Hunger und Kälte. Sie suchte überall umher, ob sie nicht etwa einen hohlen Baum oder eine Felsenhöhle als Obdach fände, sowie einige wildwachsende Früchte zur Nahrung. Doch nirgends fand sie ein trodenes Plätzchen, nirgends an den halbbentblätterten Sträuchern eine einzige eßbare Beere. Zuletzt grub sie mit ihren zarten Fingern aus dem harten Boden einige Wurzeln aus und begann, sie zu essen.

Darauf ging sie, so matt und kraftlos sie auch war, mit ihrem Kinde auf dem Arm durch Regen und Nässe in der Wildnis weiter, ohne zu wissen, wohin. Da, als sie abermals einen felsigen Bergrücken überstiegen hatte, sah sie unten zwischen den rauen Felsen ein kleines, freundliches Tälchen mit Bäumen und allerlei Strauchwerk. Sie kletterte hinab und erblickte in einem Felsen, der dicht mit Tannen überwachsen war, unter den überhängenden Ästen eine Oeffnung. Diese führte in eine Höhle, geräumig genug, zwei oder drei Personen einen Wohnort zu bieten. Nicht weit davon rieselte eine Quelle, hell wie Kristall aus dem Felsen hervor. In der Nähe aber standen einige Apfelbäume, allerdings ohne Früchte; auch eine Kürbisstaude rankte an dem Felsen hinauf, doch ihre Blätter waren schon verdorrt und die großen gelben Früchte bereits faul und daher nicht mehr zu genießen.

Genovesa ging mit ihrem Kinde in die Höhle hinein. Hier war sie endlich gegen Wind und Regen geschützt, doch sie zitterte noch immer vor Kälte; auch der Hunger quälte sie samt ihrem armen Kinde sehr, denn es war schon um die Mittagszeit. Da kniete sie in der Höhle nieder, legte ihr weinendes Kindlein vor sich auf den Boden und betete unter Tränen: „O du guter Vater im Himmel oben, wirf doch einen Blick der Erbarmung herab auf eine weinende Mutter und ihr hungerndes Kind! Du nährst ja selbst die Vögel des Himmels und



kleidest die Blumen der Erde, wieviel mehr uns, deine Kinder. O Vater, du hast uns soeben eine Wohnung finden lassen, Sorge nun auch für die nötige Nahrung!

Siehe, da zerteilten sich auf einmal draußen die Wolken, und die liebe Sonne schien, wie ein Gruß vom Himmel, warm in die Höhle herein. Es rauschte etwas in dem abgefallenen Laube, und plötzlich stand — eine Hirschkuh vor der Öffnung. Das friedliche Tier, das in der menschenleeren Wildnis nie von einem Menschen verfolgt worden war, tat gar nicht scheu, sondern kam in die Höhle, die sein gewöhnlicher Aufenthalt war, herein und blieb vor Genovefa stehen. Diese erschrak anfangs vor dem Tiere, dann aber trat sie herzu und streichelte es freundlich, was sich dasselbe ruhig gefallen ließ. Nun kam Genovefa auf den Gedanken, sich und ihr Kind mit der Milch dieser Hirschkuh zu ernähren. „O Gott, wozu zwingt die Not eine arme Mutter,“ sagte sie und ließ ihr Kind an der Hirschkuh trinken. Das Tier, dem ein Wolf das Zunge zerrissen hatte, und von der überflüssigen Milch gequält wurde, ließ es gerne geschehen. Genovefa wickelte hierauf das Kind, das jetzt schwiag und schlafen wollte, in eines ihrer Kleidungsstücke ein und legte es in eine Ecke der Höhle, wo sich ein bequemes Plätzchen hiezu fand.

Nachdem sie so für ihr Kind gesorgt hatte, dachte sie erst an sich selbst. Sie ging aus der Höhle heraus, sammelte die herumliegenden Kürbisse, zerteilte sie mit einem scharfen Kieselsteine in zwei Hälften, höhlt sie aus und wusch sie an der Quelle rein. Als sie zurückkam, fand sie das Tier ruhig in der Höhle liegend. Sie hielt ihm einige frische Kräuter vor, die sie bei der Quelle gefunden hatte. Das Tier stand auf, fraß ihr aus der Hand und zeigte sich überaus zutraulich. Nun versuchte Genovefa, die Hirschkuh zu melken. Das Tier litt es geduldig, und Genovefa füllte mehrere Kürbischalen mit Milch. Dann fiel sie auf die Knie nieder, hob eine goldgelbe Schale voll süßer, reinlicher Milch mit beiden Händen zum Himmel und betete unter Tränen: „O Gott, nimm meine Tränen an zum Dank für diese deine milde Gabe! Ja, dein Geschenk ist diese Milch; du liegest mir mitten zwischen diesen rauen Felsen eine klare Quelle entspringen, du fügtest es in deiner Vatergüte, daß etwa ein Vögelein den Kürbiskern in dieser Wildnis verlor, möglich auch, daß vor Zeiten ein frommer Einsiedler hier in dieser Höhle wohnte und die Apfelbäume da draußen nebst der Kürbistaude pflanzte. Du hast dafür gesorgt, daß es mir nicht an einem Gefäße fehle, deine Gabe aufzufassen; du leitest meine Schritte zu dieser Höhle, dem Aufenthalte dieses guten Tieres. Nun darf ich mit meinem lieben Kinde nicht mehr verschmachten und kann dem kalten, nahrungslosen Winter im Vertrauen auf dich ruhig und getrost entgegensehen!“

Sie trank nun, und Tränen der Dankbarkeit träufelten in die Milch. „O welch' köstlicher Trank ist das,“ sagte sie gerührt, „so gut hat mir in meinem Leben noch keine Speise gemundet. Wie wenig, o Herr, wußte ich an der reichbesetzten Tafel meiner Eltern deine Gaben zu schätzen! Verzeihe mir, daß ich dir nicht besser danke, verzeihe mir auch, daß ich den Armen nicht mehr Gutes tat. O, ich wußte nicht, wie weh der Hunger tut. Mit einer Kleinigkeit könnten oft die Reichen einem armen Menschen große Freude und süßen Trost bereiten!“

Nachdem sie sich an der Milch recht erquickt hatte, ging sie wieder hinaus, pflückte an den Felsen und den

alten Baumstämmen umher zartes Moos, sammelte sich mehrere Schürzen voll davon und bereitete dann für sich und ihr Kind in der Höhle ein weiches Lager. Dann bog sie die starken, dichten Tannenäste, die über dem Eingang der Höhle hingen, noch weiter herab, um die Höhle runlicht gegen den Wind zu schützen. Wie ein schöner, dunkelgrüner Vorhang bedeckten nun die frischen Zweige den Eingang und verbreiteten im Inneren eine



Handwritten signature: *Karlus magnus*

Bild und Unterschrift Kaiser Karls des Großen.  
Nach dem Bilde von Albrecht Dürer im Germanischen  
Museum zu Nürnberg. Stichnot Berlin 18.

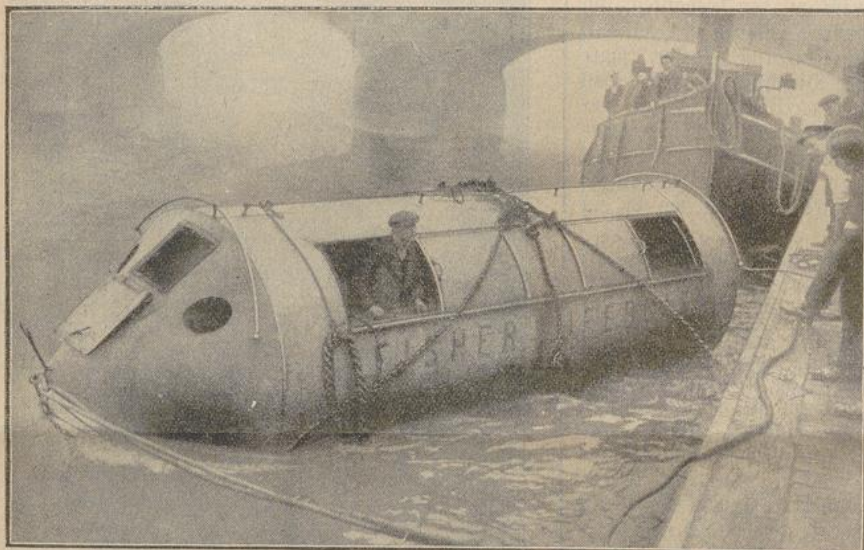
angenehme Dämmerung. Der warme Hauch und die Ausdünstung der Hirschkuh aber sorgten für die nötige Wärme in der stillen, einsamen Felsenhöhle.

Genovefa fühlte sich nun viel leichter ums Herz. Sie dankte Gott, daß er sie aus dem dunklen Gefängnisse errettet, ihr neuerdings das Leben geschenkt und gegen die Nachstellungen Goloß eine sichere Zuflucht verschafft hatte. Wohl sah sie voraus, daß sie auch in dieser menschenleeren Wildnis noch viel zu leiden haben würde,



allein sie dachte an ihren göttlichen Erlöser, der uns zu Liebe sein Kreuz willig auf die Schultern genommen und geduldig daran gestorben. Zu ihren Füßen lag ein dürrer Stecken, der von einem Tannenaste abgefallen war. Diesen zerbrach sie in zwei ungleiche Stücke und befestigte mit einem zähen Tannenreife das kleinere Stück so an dem größeren, daß ein Kreuz daraus wurde. Sie stellte es in einer kleinen Vertiefung der Felsenhöhle, wo es am besten in die Augen fiel, auf und sprach dann vor demselben kniend: „Dieses Zeichen unserer Erlösung will ich immer vor Augen haben. Im Namen Jesu, der für uns am Kreuz gestorben, will ich mein Einsiedlerleben in dieser Wildnis beginnen. Herr, gib mir Geduld und Stärke bis zu der Stunde, in der auch ich werde ausrufen können: Es ist vollbracht!“ Hierauf

sie, „ganz mit Unrecht. Arbeit ist für uns Menschen eine wahre Wohltat, denn der Mensch ist zur Arbeit geboren, wie der Vogel zum Flug.“ — Auch ein gutes Buch vermischte sie oft sehr: „Wie manche Stunde könnte ich mit Lesen zubringen.“ dachte sie, „doch Gottes Werke sind auch ein Buch, worin man lesen kann“. Sie fing nun an, die ganze Natur viel aufmerksamer zu betrachten, als sie das früher getan, und bewunderte fortan im kleinsten Blümlein und buntgefärbten Käferchen die Spuren der Weisheit und Güte Gottes. Jetzt wurde ihr auch klar, warum der liebe Heiland so viele Gleichnisse aus der Natur genommen, von der Sonne, die der himmlische Vater aufgehen läßt über Gute und Böse, von den Vögeln des Himmels und Blumen des Feldes, die er kleidet und nährt, von dem Wasser,



Ein unsinkbares Rettungsboot.

Glückhof, Berlin 68.

Eine für das Rettungswesen auf dem Meere äußerst wichtige und segensreiche Erfindung wurde vor einigen Tagen auf der Themse in London vorgeführt. Sie stellt ein unsinkbares Rettungsboot dar, das, ähnlich wie ein Unterseeboot, gegen Wasser vollständig abgegeschlossen werden kann. Auch der stärkste Seegang kann ihm nichts anhaben und dürfte es daher zur Rettung von Menschenleben sehr geeignet sein.

das in uns zur Quelle wird und fortquillt ins ewige Leben, von dem Hause, das auf einem Felsen gebaut wurde, von den Dornen und Disteln, an denen man vergebens Feigen und Trauben sucht usw. Wohl kam ihr dabei auch das Verlangen, wieder einmal eine Kirche besuchen zu können, darin das Wort Gottes zu hören und die hl. Sakramente zu empfangen. Doch da ihr diese Gnade versagt war, trachtete sie, selber durch Reinheit und Unschuld des Herzens zum lebendigen Tempel Gottes zu werden, und es gab keinen Baum und keinen Fels, wo sie nicht zeitweilig gekniet und gebetet hätte.

(Fortsetzung folgt.)

legte sie sich zur Ruhe nieder. Ihr Kind schlief zunächst an ihrem Herzen und die treue Nischuh, die sie nicht mehr verließ, ruhte zu ihren Füßen. —

\* \* \*

Genovefa lebte fortan als wahre Einsiedlerin. Der Winter verfloß, es kamen Frühling und Sommer und machten wieder dem Herbst und Winter Platz, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hätte. Wohl fühlte sich die junge Frau oft recht einsam und pflegte dann zu sagen: „Wie glücklich sind doch die Menschen, die bei einander leben, miteinander reden und Freud und Leid sich gegenseitig mitteilen können! Nur schade, daß sie dieses Glück oft gar nicht achten, ja einander vielfach das Leben verbittern!“ Sie gewöhnte sich nun daran, immer mit Gott umzugehen und im Herzen mit ihm zu reden, so daß ihr in diesen trauten Gedanken und frommen Gesprächen die Stunden wie Augenblicke verflossen.

Am meisten bedauerte sie, daß sie keine geregelte Arbeit hatte. Denn außer der Pflege ihres Kindes, dem Ausgraben von Wurzeln und Einsammeln verschiedener Waldfrüchte gab es für sie keine Beschäftigung. „Die Menschen beklagen sich oft über die Arbeit,“ sagte

## Der Tod hat seine Schrecken verloren

seit den Tagen, da das Kreuz auf Golgatha in den Stürmen, die allvernichtend beim Erlösertod über das Weltall legten, den Ruf des Lebens hinausfliegen ließ in die Welt: Das unerbittliche Walten des Geschicks ist niedergefallen vor dem Besieger des Todes. Der Tod des Christusmenschen ist nicht der, wie ihn Pred. XII, 1—7 schildert und wie es der katholische Dichter Arno von Walden in die klingendsten, wunderbarsten Rhythmen ungezett hat:

Es schaudert ein Lied durch die einsame Nacht:

Wach' auf, o Wächter, im hohen Turm!

Denn die Lüge sie thront, und der Kampf ist entfacht,

Der Kampf um das Leben, der ringende Sturm!

Hörst du den Engel in Wolken schon gleiten?

Brausend mit Macht

Ueber die Nacht

Künden die Lieder von weinenden Zeiten.

Denn der Mandelbaum blüht,

Und die Silberschnur reißt und die Ampel verglüht,

Aufgehen die goldenen Schleifen,

Und auf Bergen und einsamen Höhen streifen